

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 18 (1976)

Rubrik: Aus vergangenen Tagen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus vergangenen Tagen

von Hilde Ribi

Vor 200 Jahren brannte Ems ab

Domat-Ems, heute die bedeutendste Industriegemeinde Graubündens, hat schon Nicolin Sererhard in seiner «Einfalten Delineation» als «eine große ansehnliche Gemeind» geschildert, «in einer weiten lustigen Gegend oder Ebene ligend, ein Stund under Reichenau gegen Chur hin, an der rechten Seiten des Rheins, ist rumanscher Sprach und gleichwie Räzünß, Bonaduz und Sculms päpstlicher Religion. — Die Kirche allhier stehet auf einem lustigen Hügel nache am Dorf. Nun aber haben sie erst vor wenig Jahren eine sehr prächtige große neue Kirchen gebauen im Dorf nach italienischer Baukunst. —». Nun, dieser ansehnliche Flecken, hingebreitet in der von eigenartigen Rundhügeln durchsetzten Alluvialebene zu Füßen des Calanda, ist zusamt der von Sererhard erwähnten Kirche — der später neu wieder aufgebauten heutigen Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt mit ihrem barocken Zwiebelturm — im Hochsommer vor nunmehr zweihundert Jahren fast zur Gänze einem schweren Brand zum Opfer gefallen.

Beklemmend viele Feuer- und auch Überschwemmungskatastrophen haben im 18. Jahrhundert etliche Dörfer und Talschaften des Bündnerlandes heimgesucht. Auch im Nachbargelände von Ems wüteten schlimme Brände. Es sei hier nur eben erinnert an die «erbärmliche Einäscherung» von Thusis, wo genau im Jahre, als der Pfarrer Sererhard zu Seewis seine Schilderung sämtlicher Gemeinden Graubündens zu Papier brachte, nämlich 1742, in der Nacht vom 11. auf den 12. März,

«81 Häuser samt Kirche und Pfrundhaus und 67 Ställe, Alles bis auf 13 Häuser abgebrannt». Ein paar Monate später, am 26. Oktober, hat eine Feuersbrunst Fürstenau heimgesucht, «wobei das bischöfliche und v. Plantasche Schloß, das Stampasche und andere Häuser und viele Ställe eingeäschert wurden und sieben Personen in den Flammen umkamen». Nicht zu vergessen den durch einen Blitzschlag verursachten Brand, welcher das Kloster und die Pfarrkirche zu Cazis in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1768 erfaßte, wobei eine Nonne verbrannte, ihre vierundzwanzig Gefährtinnen aber zusamt der ehrwürdigen Frau Priorin nur halb angekleidet die ganze Nacht hindurch einander verzweifelt suchend in den Straßen umherirrten. «Bey anbruch des Tags endlich, inniglich betrübet und vor Schrecken und Zitteren halb Todte, traffen wir einander an weynendt, jamereten retirirten uns in ein Hauß von unsern gnädigsten Ordinario —»

Die Emser Feuersbrunst war schlimm. Sie hat in der Nacht vom 12. auf den 13. August des Jahres 1776 das Dorf bis auf wenige Häuser zerstört und auch die von Sererhard erwähnte neue Kirche schwer in Mitleidenchaft gezogen. Es sind damals dort «142 Häuser und eben so viel Scheuren und Ställen, samt denen zu diser Jahres-Zeit gewöhnlich eingesammelten beträchtlichen Feld-Früchten und mehresten Hauß-Geräthe eingeäschert worden, wie auch die daselbst fast neu aufgebaute kostbare Kirche sehr beschädiget, den Thurn abgebrannt und darinn befindliche fünf neue und theils große Glocken gänzlichen verschmoltzen seyen, und da dise unglücklichste

Feuersbrunst ungefehr um Mitternacht ausgebrochen, so haben sie die von benachbarten Gemeinden zu hoffende Hülfe zu etwelcher Rettung nur allzuspäth erhalten, so daß von dem gantzen großen Dorff nur 19 von denen entfernten und unbeträchtlicheren Häusern von den Flammen haben befreiet erhalten werden können: Sie finden sich deßnachen ohne Wohnungen, ohne Nahrung vor sich selbst und vor dises Jahr auch vor ihr Vieh in die aller Erbarmungswürdigste Umstände versetzt, genöthiget, sowohl in ihrem hiesigen Vatterland, alß auch in auswärtigen Orthen durch Aufnehmung einer gütigen und milden Collecte ihr Elend etwelcher maßen erträglicher zu machen —». — Es war der Landammann Fetz von Ems, der damals die Einzelheiten der furchtbaren Katastrophe, welche seine Gemeinde heimgesucht hatte, nach Chur berichtete. Die Churer waren damals nach jener Brandnacht die ersten auf dem Platze. Dankbar erinnerten sie sich der uneigennütigen Hilfe, welche die Emser ihrerseits ihrer Stadt hatten angedeihen lassen, nachdem sie im Heumonat des Jahres 1762 von den hochgehenden Wassern der Plessur überflutet worden war. 1776 haben sie der brandgeschädigten Gemeinde Ems einen Betrag von 1200 Gulden zuerkannt.

Von Kastanienbäumen und Kastaniengerichten

Der nach tollkühner Eskapade glücklich wieder aufgefundene kleine Bub im berühmtesten, über den ganzen Erdball verbreiteten Bilderbuch Graubündens, dem «Schellen-Ursli», bekommt daheim keinerlei Vorwürfe zu hören, wiewohl er eine Nacht lang verschwunden blieb und von den Seinen und allen Leuten im Dorf in herzbeklemmenden Ängsten gesucht wurde. Er bekommt nach seiner Rückkehr, gleich dem Verlorenen Sohn in der Bibel, ein wundervolles Mahl vorgesetzt, nämlich «Kastanienribel mit geschwungenem Nidel». Selina Chönz-Meyer, von Samaden, welche den Text zu dieser unvergänglichen

Kinderbuchschopfung niederschrieb — Ursin heißt der Kleine in der romanischen Fassung ihres Buches —, hat den Kastanienribel, diese famose Süßspeise, als «Vermicelles» auch uns Unterländern wohlbekannt, zweifellos schon in eigenen Kindertagen selber vorgesetzt bekommen. Als sie dann einen Neffen Peider Lansels, den Architekten Jachen Ulrich Könz, geheiratet hatte und in Guarda ansäßig geworden war, da hatte sie den vortrefflichen Einfall, den dannzumal noch wenig bekannten Alois Carigiet herzubitten in ihr wundervoll auf über 1600 m gelegenes Dorf im Unterengadin, damit er ihren Text illustriere. Im Jahr, als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, ist das prächtige Engadiner Kinderbuch dann, geschmückt mit zwanzig siebenfarbig gedruckten Bildern, der Öffentlichkeit übergeben worden, und bald ward der Ursli mit seiner mächtigen Kuhschelle und dem Kastanienribel eine geliebte Figur in aller Welt.

Kastanien waren früher eine begehrte Speise, lebenswichtig für ganze Landstriche, ehe es die Kartoffeln gab. «Tüüri Chestene» waren für Kinder eine herrliche Sache, bevor der Kaugummi von Amerika her seinen Siegeszug antrat.

Edelkastanienbäume können bis 35 m hoch werden und gedeihen in günstigen Lagen bis hinauf in eine Höhe von maximal 1260 Metern.

Der Basler Hermann Christ, Dr. iur. und Dr. phil. h. c., ehemals Advokat, ein großer Naturfreund, der früh schon zum bedeutenden Botaniker wurde — er starb am 23. November 1933, zwanzig Tage vor seinem hundertsten Geburtstag —, hat der transalpinen Edelkastanie in seinem 1879 erschienenen Werk «Das Pflanzenleben der Schweiz» mit folgenden Worten seine Bewunderung gezollt: «Der Kastanienbaum ist der schönste unserer Laubbäume, und sein Anblick, wo er auch steht, versetzt uns sofort in die glückliche Zone der insurbischen Bergwelt. Wer nie den Baum in unsern Südalpentälern sah, hat keinen Begriff von der Fülle und Majestät, den ein Laubbaum in der gemäßigten Zone erreichen kann: er übertrifft, wenn er auch in

der Wucht des Stammes und Plastik der Verastung etwas zurückbleiben sollte, die berühmte deutsche Eiche weit an Glanz und Reichtum des Laubdoms. — Ihr Laub, das größte unserer Laubhölzer, ist scharf gezackt und hat etwas Hartes, es nähert sich schon dem immergrünen Baumschlag der Mittelmeerzone, und doch ist kein Grün so saftig und reich, und wenn gar die Sonne durchfällt, so ist es fließendes Gold und Smaragd.»

Erwähnen wir noch, daß es, laut Carl Schröter, der in den Jahren 1884 bis 1926 den Lehrstuhl für Botanik an der ETH in Zürich innehatte, sehr verschiedene Edelkastanien gibt, «lichte Fruchthaine aus Hochstämmen, wo fast jeder Baum gepfropft ist mit einer der 16 Fruchtarten», von den verwilderten Bäumen, welche die kleinen alten Kastanienarten erzeugen, bis hin zu jenen, welche die Prachtsfrüchte für die Marrons glacés liefern.

Vom Tessin abgesehen, sind Kastanien-Selven anzutreffen in allen südlichen Bündner-tälern. Der bernische Oberförster Karl Kasthofer (1777—1853) stellte 1822 fest, daß selbst in Mühlehorn am Walensee prachtvolle Kastanienbäume im Jahr einen Ertrag von bis zu 100 Gulden abwürfen. Sererhard berichtet in seiner «Delineation . . .» von 1742, es fange im Puschlav, zu Brusio, «ein Stuk under der Haupt-Kirchen hinab der Kestenen-Wachs an. — Da findet man schöne große Kastanien Bäum in ziemlicher Menge.» Die Bestände im Misox erwähnt der im September 1825 talwärts wandernde Dichter August Graf von Platen (1796—1835): «Unweit Misocco zeigt sich bereits der Kastanienbaum mit seinen stachelschweinborstigen Früchten; er kommt nun ununterbrochen in unzähliger Menge vor.»

Der Bündner größter Kastanienwald aber ist das zwischen Castasegna und Soglio gelegene prachtvolle Gehölz «der Brentan», zu deutsch «der Branden»; aus einem Boden, der vorwiegend aus zertrümmertem Granit besteht, erheben sich dort wahrhaft majestätische Bäume. Auch Kasthofer nahm ihn seinerzeit mit Bewunderung in Augenschein zu einer Jahreszeit, als dort die prachtvollen Bäume sich gebogen hätten unter der Last ihrer

Früchte; auch erwähnt er, es habe einer der Salis-Grafen zu Soglio, Besitzer dieses Gehölzes, 1817 in Chur eine bemerkenswerte Schrift mit dem Titel «Riflessi intorna alla conservazione dei Boschi in un paese di montagni» an den Tag gebracht. — Einen anschaulichen Passus über die Kastanien des Brentan verdanken wir der Feder des bekannten Historikers des Bergells, Dr. Renato Stampa, der einer Sippe zugehört, welche in jenem Tal schon im 14. Jahrhundert auftrat. Er schuf 1957 im Rahmen der Bündnerreihe der Schweizer Heimatbücher (Verlag Paul Haupt, Bern) das Heft «Bergell». Folgendes steht dort zu lesen: «Durch den stillen Kastanienhain Brentan führt uns ein Fußweg nach dem Grenzdorf Castasegna hinunter. Am Wege erblicken wir reizvolle Steinhütten, auf italienisch ‚cascine‘ genannt, wo im Spätherbst die Kastanien gedörst werden. Gegen Ende Oktober werden die Früchte gesammelt, von der Stachelschale befreit und in die ‚cascine‘ gebracht, die aus drei Räumen bestehen: aus dem Vorraum für die Aufbewahrung von Holz, Kastanienschalen und Häuten. Eine hölzerne Leiter führt von da aus zum zweiten Raum, der ‚Grä‘, einem Holzrost, auf welchem eine 30 cm hohe Kastanienschicht zum Dörren ausgelegt wird. Unter dem Rost befindet sich der dritte Raum mit der Feuerstelle, wo während drei bis vier Wochen die Kastanien ununterbrochen durch ein gleichmäßiges, starkrauchendes Feuer gedörst werden. Die so gedörsten Kastanien legt man in lange, schmale Säcke und schlägt sie so lange auf einen Holzblock, bis die Schalen und Häute sich vom Kern gelöst haben. — Wer ein schmackhaftes Kastaniengericht genießen will, soll es sich in einer unserer Gaststätten zubereiten lassen, doch soll man ausdrücklich verlangen, daß es ‚alla bregagliotta‘ zubereitet werde.»

In einem Artikel vom 19. Januar 1970 über das Bergell stellte Max Wermelinger, ausgezeichnete Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung für die Südschweiz, in ebendieser Zeitung allerdings fest: «Aber fast niemand will heute Kastanien haben; es dauert zu lang,

bis sie getrocknet und ‚alla bargaiota‘ gekocht sind —.» Wie oft haben die Bergleute des einsamen Hochtales von Avers in früherer Zeit nicht nur Wein, Reis, Teigwaren, Roggen- und Maismehl und alles mögliche sonst noch, sondern auch gedörrte Kastanien aus südlichen Gegenden über die unwirtlichen Gebirgspässe heimgetragen. Ward dort in irgendwelcher Familie Hochzeit gehalten, so wurde nach der Trauung in der Kirche von Cresta im Elternhaus des jungen Hochzeiterers regelmäßig vorerst einmal auf jeden Tisch «eine große Schüssel voll geschwungenem Nidel und eine solche voll gesottener Kastanien gestellt»; also nachzulesen im kurzweiligen, erstmals 1938 erschienenen über zweieinhalbhundert Seiten starken Buch «Das Hochtal Avers» von Johann Rudolf Stoffel, der in seinem Heimattal zweiundzwanzig Jahre lang Grenzwächter war.

Doch zum Schluß zu den im Titel unserer kleinen Kastanien-Etüde versprochenen Kochrezepten. Wir fanden sie in den «Briefen über Graubünden» des Magisters J. F. Heigelin, einem hübschen Bändchen, das, mit sechs Kupfern geschmückt, 1793 im berühmten Unternehmen des Goethe-Verlegers C. F. Cotta in Stuttgart erschien. Über diesen sehr gebildeten Schulmann Heigelin sind keinerlei biographische Daten aufzutreiben. Er war vermutlich ein Württemberger, bereiste das Bündnerland ungefähr um 1790 und ist auch bei den Salis zu Soglio eingekehrt. Die Bergeller, sagt er, auch die Frauen von Soglio, seien außerordentlich kräftige, genügsame Leute, jedem «erschlappenden Wohlleben, auch dem Caffee-Geschlürfe» abgeneigt, dankbare Genießer hingegen von Wein und Branntwein. «Zur Zeit der Castanien-Ernde, das heißt, Ende September oder im Monat October ziehen ganze Familien in die Wälder, und ernähren sich 8—14 Tage blos von Castanien, die sie in Cassinen (Dörrhütten) auf ganz besonders dazu eingerichteten Gerüsten bei mäßiger Glut dörren, und entweder auf diese Art oder auch nur gesotten verzehren. Der übrige Vorrath wird in Säcke gesammelt, und mit Muße zu Mehl verwandelt.

Pulpica, Malunz und Bazokel sind die gewöhnlichsten Speisen, welche sie aus demselben verfertigen. Ich setze Ihnen kurz die Recepte dazu bei, damit Sie sich einige Begriffe von den Lecker-Gerichten der Soier machen können. (N. B. Bei Sererhard kann man nachlesen, Soglio heiße zu deutsch Soy oder Süll, und dort, zuunterst in dem schönen Kestenen-Wald, solle es Bäume geben «von solcher Dike, daß drei bis vier Mann sie kaum umklaftern möchten».) Man rührt nemlich, um die Pulpica nach den Regeln der Bergellinischen Kochkunst zuzubereiten, eine beliebige Portion Castanien-Mehl nach und nach in siedendes Wasser, und treibt die Masse mit dem Löffel so lange um, bis sie über dem Feuer ganz dick und kuchenartig geworden ist. Wer süße Butter oder Schmalz hat, beliebt eines oder das andere flüssig zu machen, die Pulpica oben und unten darinn zu brozeln, und sodann mit Milch zu essen.

Beim Malunz oder Castanien Ribel wird das in Wasser geschüttete Mehl mit einer Fleisch Gabel zu kleinen Knollen gezettelt, und wenn diese etwas fest geworden sind, in vergangene Butter gerührt, ordentlich gebacken, und zuweilen noch mit Butter Stükchen versehen. (Der geneigte Leser merkt: bloß eben «Vermicelles» in unserem heutigen Sinne bekam der Schellen-Ursli denn doch nicht vorgesetzt, sondern ein viel ausgetüftelteres Gericht.)

Zu Bazockeln wird ein dicker Teig von Castanien Mehl und Wasser zusammengeknetet, mit einem Wällholz gleich Fladen ausgewällt, und wie breite Nudeln zerschnitten. Nachdem sie in Wasser gesotten, und mit einem Schaumlöffel recht bedächtlich auf eine Platte gelegt worden sind, bestreut man sie mit Käß und giest a la fine heißes Schmalz darüber. Letzteres Gericht erhält durch den Zusaz von Käß einen sehr angenehmen Geschmack, wobei man die den Castanien eigene Süßigkeit ganz gut vermißt.

Was Brascher, Farüdi, Bischotti, oder Biskötsch für Wesen bezeichnen sollen, wird Ihnen auch noch unbekannt sein. Jene bedeuten nemlich solche Castanien oder Marroni,

die in gegitterten Pfannen über der Glut gebraten werden. Farüdi nennt man gesottene, Bischotti hingegen diejenige Marrone, welche an Fäden gereiht, bei 10 oder 12 Tagen in Wein verwahrt, und im Ofen durch mäßige Wärme gedörst worden sind. Wer schlechte Zähne hat, wird die Bischotti nur alsdann beißen können, wenn sie etliche Tage im Keller gelegen, und dadurch etwas weicher geworden sind. Mit diesem Schnappsak voll nahrhaftesten Speisen können wir füglich von Soglio abziehen, und den Weg nach dem Oberengadin suchen. —»

August Graf von Platen reist durch das Bündnerland

Wir erwähnten in unserem Exkurs über Kastanien und Kastaniengerichte eine kurze Stelle aus dem Tagebuch dieses deutschen Dichters. Seine Diarien erschienen, aus der Handschrift herausgegeben vom Direktor der königlich bayrischen Hof- und Staatsbibliothek Geheimrat Dr. G. von Laubmann und seinem Mitarbeiter L. von Scheffler, erstmals vollständig in einer zweibändigen Ausgabe bei Cotta, 1896 und 1900, zum 100. Geburtstag des Poeten, der keine vierzig Jahre alt geworden ist. Er wurde geboren am 24. Oktober zu Ansbach in Franken und starb an einer Art Typhus am 5. Dezember 1835 in Syrakus auf Sizilien, fand seine letzte Ruhestätte im Garten des Don Mario Landolina; der hohe Grabstein, gekrönt von der mit einem Lorbeerkranz gezierten Büste, ist dort noch heute zu sehen. Ein Bronzestandbild des Dichters steht auch in Ansbach, wo überdies seit Jahrzehnten eine Platen-Gesellschaft ihren Sitz hat.

Platens Tagebücher haben sehr persönlichen Charakter. Er hat sich darin mit unverbrämter Wahrhaftigkeit geäußert und verhehlt auch niemals seine erotisch ausgesprochen zu Seinesgleichen neigende Veranlagung, welche ihm oft und oft verzweifelter Leid bescherte. Bekannt geworden ist er im übrigen vor allem durch seine strenggemeißelten Oden, Sonette

und Hymnen, seine Ghaselen, Epigramme und etliche Dramen. In vielen Schulbüchern und Anthologien figuriert unter anderem sein balladeskes Poem: «Das Grab im Busento», in welchem der Dichter ein faszinierendes Ereignis aus dem frühesten Mittelalter besungen hat. (Als Alarich, der erste König der Westgoten, nach der Eroberung Roms auf seinem Zuge nach Sizilien 410 n. Chr. zu Cosenza in Calabrien unversehens starb, nahe dem Busento, der dort ins Meer mündet, leiteten, der Sage nach, seine Getreuen das Gewässer ab, versenkten den mit Schätzen reichdotierten Leichnam tief ins Flußbett und ließen hernach, damit das Grab ihres geliebten Herrschers niemals geschändet werden könne, das Wasser erneut darüberströmen.) Der Graf von Platen, verarmtem Hochadel entstammend, war ein schwermütiger, im tiefsten Sinne heimatloser, von seinen Leidenschaften immer wieder mit zerstörender Gewalt heimgesuchter Ästhet, ein hypochondrischer Schöngest, verzehrenden Sehnsüchten preisgegeben. Schreiben erhielt ihn am Leben; er war ein Sprachkünstler höchsten Ranges, dem immer wieder makellose Verse gelangen. Seine Wesensart kennzeichnen erschütternd die ersten Zeilen seines Gedichtes «Tristan»: Wer die Schönheit angeschaut mit Augen / Ist dem Tode schon anheimgegeben . . . «Er hat», schrieb einst Thomas Mann über ihn, «er hat mit unbeirrbar donquijoteskem Glaubens- und Opfermut sein Leben lang ein Äußerstes getan, um von dem Gotte angenommen zu werden, hat Wunder an geistig-sprachlicher Vollkommenheit vollbracht.» Einige seiner schönsten Verse, unerwiderter Liebe zu schönen Jünglingen entquollen, hat Johannes Brahms seinerzeit wundervoll vertont. Reinheit und verklärende Schwermut haben beschwörend Wohnung genommen in dieses Dichters Schöpfungen. Seiner Körperlichkeit indessen scheinen sie wenig Transparenz verliehen zu haben. Felix Mendelssohn, der Komponist und Musiker, sah ihn einst in Neapel, fand ihn verbittert und abstoßend: «Graf Platen ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter Greis von fünf- unddreißig Jahren; er hat mir Furcht gemacht.

— Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf deutsch tut.»

Zweimal in seinem Leben weilte Platen in der Schweiz. Schon im Sommer 1816, als blutjunger Leutnant des königlich bayrischen Leibregiments, kam er ein paar Wochen her, bereiste damals fünfzehn Kantone, befuhr sieben Seen: «Mein nördlichster Punkt war Schaffhausen, mein östlichster Rorschach, mein südlichster Obergestelen im Walliserland, mein westlichster Biel. Mein höchster Punkt war die Furka.» Später, aller Fesseln ledig, zog er durch die Lande, sein Dasein in einsamer Unrast fristend mittels eines kleinen Gnadengehalts, welches ihm König Ludwig I. von Bayern (der Großvater jenes unglücklichen Wittelsbachers, welcher sich am Pfingstsonntag des Jahres 1886 im Starnbergersee ertränkte) ausgesetzt hatte. Mit Ränzel und Mantelsack war er unterwegs, hielt sich am liebsten, und die letzten Jahre seines Lebens fast zur Gänze, in Italien auf und genoß einiges Daseinsglück nur, wenn die Muse ihm günstig war, wenn er schreiben konnte; «sonst fühle ich mich unsäglich einsam. Ein Dichter, und wenn er der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen».

Im Herbst 1824 weilte er zwei Monate in Venedig; im September des folgenden Jahres entschloß er sich zu einer Reise via Locarno nach Genf, dann nach Ouchy, wo er eine Freundin seiner Mutter aufsuchte, und endlich nach Thun, wo weitere Bekannte der Seinen wohnten. Auf der Hinreise durchquerte er bündnerisches Gelände. In Lindau hat er seinen Mantelsack nach Lausanne vorausgeschickt und schlug dann, das Ränzchen auf dem Rücken, zu Fuß und ganz auf sich selbst gestellt, den Weg nach Bregenz ein. Und nun ohne Auslassungen der Wortlaut seines Tagebuches ab Ragaz bis Locarno. Er ist bedauerlich knapp, jedoch dennoch erwähnenswert.

«6. September 1825. Ragaz.

Ich befinde mich hier im Kanton St. Gallen, nachdem ich heute das Fürstentum Liechtenstein durchreist und die Grenze von Graubünden oberhalb Maienfeld passiert habe.

Von Schan bis Balzers nahm ich ein Fuhrwerk, wozu mich der Regen zwang, der den Weg, so lang er eben war, bodenlos machte. Der Fürst von Liechtenstein (NB. Fürst Johann Joseph, 1760—1836, der bekannte österreichische Feldmarschall) besucht seine Territorien niemals, wiewohl das Felsenschloß von Vaduz mit seinen Buchenwäldern in mehr als einer Jahreszeit ein lieblicherer Aufenthalt sein mag als der größte Palast in Wien. Das Ländchen ist einträglich und wohlhabend. Im Thal wachsen Wein und Früchte, und auf den Alpen bis an die Schneeregion gedeiht die Viehzucht.

Auf den niedrigeren Gipfeln allenthalben Ruinen, die ehemals die Straße nach Italien belagerten. Der Rhein ist hier schon ein beträchtlicher Strom. Man passiert ihn zwischen hier und Maienfeld auf einer Fähre, die bloß durch einen Strick und ein darauf rollendes Rädchen regiert wird. Er führt Kies mit sich, der häufig von Quarzadern durchzogen ist. Das Gebirg ist noch von Kalk. Buche und Tanne sind vorherrschend, der Lärchenbaum kommt noch selten vor. In einem Garten bei Maienfeld sah ich noch blühende Rosenknospen, gleichwohl sind die Trauben beinahe schon reif.

Von Büchern, womit ich mich des Abends beschäftige, habe ich nichts bei mir als die ‚Frithjofs Saga‘ und den ‚Oedipus Rex‘, sodann die ‚Nouvelle Heloise‘, die ich eigentlich früher noch nie zu Ende gelesen, nun aber am Genfersee, ihrem Schauplatze, zu vollenden denke.

7. September 1825. Reichenau.

Hier ist nichts als ein Schloß, ein Garten und ein Wirtshaus; aber ein herrliches Schloß, ein lieblicher Garten und ein vortreffliches Wirtshaus. Letzteres empfahl mir ein junger polnischer Edelmann, den ich vorigen Sommer in Erlangen kennen lernte und bei Kapp mit ihm soupierte, und den ich gestern abend in Ragaz traf. Ich wußte, daß man nicht leicht die Schweiz durchreisen könne, ohne einem Bekannten zu begegnen, und dieser soll hoffentlich nicht der letzte sein.

Mein heutiger Marsch war bedeutend durch den äußerst beschwerlichen Abstecher ins Pfäfferser Bad. Döderlein hatte mir sehr ans Herz gelegt, es nicht zu versäumen, und ich habe es auch nicht bereut. Man steigt an Ragaz zuerst durch einen Buchenwald hinauf, an Sennhütten und an einem Dörfchen vorbei, bis sich endlich der Weg wieder in die Tiefe wendet und man zuletzt in die Felsenschlucht gelangt, in welcher die Badhäuser liegen, denen niemals ein vollkommenes Tageslicht gewährt ist. Der Ahorn, der Maßholder, ein paar Obstbäume sogar gedeihen in diesen Abgründen. Buchen sehen von den Gipfeln der jäh, himmelhohen Felswände herunter. — Ich frühstückte im Speisesaal und ließ mich dann an die Quelle führen. Hier hat der Mensch eines der furchtbarsten Geheimnisse der Natur belauscht und zu seinen Zwecken benützt. Man sieht sich in einer hohen, aber engen Steinschlucht, und ein schmaler Steg, durch eiserne Klammern mühsam am Schieferfelsen befestigt, bald erhoben, bald sich senkend, bald auch gerade laufend, führt eine halbe Viertelstunde lang durch den Abgrund, während hoch oben die drohenden Massen an beiden Seiten sich einmal übers andere berühren oder zu berühren scheinen. Zur Linken hat man die Wasserleitung der heißen Quelle, zur Rechten tief unten einen Fluß, die Tamina, die mit wahrem Donnerlärm einherbraust, und deren Kraft diese furchtbare Bahn sich gebrochen hat. Von oben tropfen die Felsen und ergießen ihre Quellen. Wer hier schwindlicht ist oder stolpert, ist verloren und fällt zerschmettert in die Tamina. Zuletzt verkündet der aufsteigende Dampf, der vor einigen Jahrhunderten einem Geißhirten dieses Heilwasser verriet, die siedende Quelle. Sie rinnt im Überfluß, und ein Teil davon ist in den Fluß geleitet. In der Höhle, aus der sie hervorsprudelt, ist eine wahre Ofenhitze. Nicht weit davon sprüht ein kleiner Staubbach vom Felsen herab, und hellgrüne Buchen wehen durch die Klüfte herunter. Das Wasser selbst ist ohne Geschmack und hat nicht das Unangenehme, das laulichen Wasser sonst eigen ist. Der Weg ins

Kloster Pfäffers hinauf ist eben so beschwerlich und schlangenartig gewunden, aber noch kecker und abwechselnder als der von Ragaz. Den dortigen Benediktinern schreibt man ein Vermögen von zwei Millionen zu. Besonders trägt das Bad, das sie unmittelbar verwalten, große Summen ein. Vom Kloster aus öffnet sich die Aussicht nach dem Rhein zu, der reich an Reben ist. Ich begegnete einigen Reichenauern, mit denen ich bis nach Chur ging. Ich ließ mir von ihnen von der Graubündner Verfassung erzählen. Sie rühmen sich, der freieste Kanton zu sein, und geben, wie die kleineren Kantone, keine direkte Steuern. Die Regierung erhält sich von den Zöllen, welche vermöge der beiden Straßen nach Italien über den Splügen und Bernhardin sehr einträglich sind. Der Kleine Rat von Bündten besteht aus drei Mitgliedern, welche jedes Jahr durch den großen Rat frisch gewählt werden, und das Haupt der Regierung ausmachen. Das gemeine Volk scheint hier im ganzen sehr unterrichtet, zumal über die Landesverhältnisse, und in der That stellt sich einem hier ein Bettler freier und selbstbewußter gegenüber, als bei uns ein Mann von Stand. Aber konnte im neueren Europa die Freiheit nur auf Kosten der Kunst und der Wissenschaft gedeihen, von denen man freilich hier zu Lande nichts weiß?

Was die Sprache betrifft, insoweit sie deutsch ist (denn es wird auch romanisch und lateinisch gesprochen), so habe ich manche Bemerkungen gemacht, wenn auch nicht festgehalten. An die ‚Nibelungen‘ ward ich öfters erinnert; griechische und skandinavische Formen gewahrte ich mehrere. Ein Sennerjunge von Pfäffers gebrauchte wirklich ohne Unterschied den Laut A als Verneinung, was an das griechische Privativum erinnert. Meine Reichenauer sagten ördentlich anstatt ordentlich, also einen ganz schwedischen Accent. Übrigens ist der hiesige Dialekt sehr folgerecht und gebildet, wiewohl man häufig schon einen Mischmasch hört. Von allen Vokalen ist das ü vorherrschend.

Chur ist eine finstere und enge Stadt, wo für mich nichts Angenehmes zu holen war als

ein Brief von meiner Mutter auf der Post. Über Chur hinaus hört der Weinbau auf, und hier sieht man Lärchenbäume an den Ufern des Rheins.

9. September 1825. Misocco.

Gestern morgens verließ ich Reichenau und folgte der Straße, die sich am Hinterrhein hinaufzieht. Die Gegend wird allmählich wilder und kühler, und bei Thusis beginnt die Via mala, die im engen Rheintal zwischen himmelhohen Felsen, die ein paarmal gesprengt werden mußten und Felsenthore bilden, sich hinschlängelt. Der Fluß, hier freilich in seiner Kindheit, ist oft zwischen Klüfte gezwängt, die man mit ausgespreiteten Beinen leicht überspannen könnte. Die Gebirgsart ist Glimmerschiefer, der in Gneis übergeht. Anfangs zeigen sich noch große Brocken von Feldspat und die Mischung ist grobkörnig. Auch Thonschiefer und andere Schieferarten kommen vor. Einige Proben davon habe ich mitgenommen. Über Nacht blieb ich in Andeer, wo ich sehr gut und sehr teuer wohnte. Ich traf einen Vetturin, der einige Engländer von Bellinzona hergebracht hatte, und accordierte mit ihm dahin zurück. Er brachte mich heute bis hierher, über den Bernhardin. Bei Hinterrhein verläßt man den Rhein und die deutsche Sprache. Der Weg auf den Bernhardin dehnt sich in den schlangenartigsten Terrassen, die beinahe wieder in sich selbst zurückkehren. Das Gebirg ist durchaus Gneis. Auf dem Gipfel ist ein kleiner schwarzer See, aus dem die Moesa nach dieser Seite zu abfließt. Die ganze Vegetation besteht aus Gras, das die nackten Felsen mühsam hier und da überkleidet. Auch St. Bernhardin, das etwas weiter unten liegt, ist noch sehr traurig und, einige Tannen ausgenommen, unfruchtbar. Etwas weiter oben kommen bloß Zwergfichten vor. Das Gestein scheint sich hier wenig zum Schieferartigen, zumal Glimmerschiefer zu neigen. Gleich hinter St. Bernhardin überfiel uns ein so starker Nebel, daß wir uns bald mitten in den Wolken befanden und kaum vor uns hin sehen konnten. Das verlor sich zwar, da wir die höheren

Regionen immer mehr verließen, doch trat ein feiner Regen ein, den ich für morgen immer mehr befürchtete. Das erste Laub, das man wiedersieht, ist die Weide. Hier, soviel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, kommen schon wieder Nußbäume vor, es wird Hanf und Getreide gebaut; doch noch ist keine Spur von Italien als in der Sprache und der Einrichtung der Häuser, besonders der Betten, die man nur mit Hilfe eines Stuhls erklettern kann, und die all für den Grafen Gleichen gemacht scheinen. (Den hochgewachsenen Grafen von Gleichen sieht man noch heute auf einer Grabplatte im Dom zu Erfurt, flankiert von seinen beiden Frauen, deren eine eine Sarazenin war, welche er sich auf einem Kreuzzug 1228 aus dem Morgenland geholt hatte. H. R.)

10. September 1825. Locarno.

Val Misocco ist ein äußerst enges, aber anmutiges Thal. Die Berge verlieren ihre Kahlheit, und herabstürzende Wasserfälle befruchten diese Schwelle Italiens. Unweit Misocco zeigt sich bereits der Kastanienbaum mit seinen stachelschweinborstigen Früchten; er kommt nun ununterbrochen in unzähliger Menge vor. Esche und Eiche erscheinen wieder und später auch das hellgrüne Buchenlaub. Bei Cabiolo sah ich die ersten Reben seit Chur. Sie sind hier wie im südlichen Tirol in Lauben geordnet und öfters führt die Landstraße unter diesen Bogengängen hindurch, da man jeden Raum benutzt hat. An mehreren Orten war eben Weinlese. Eine Gruppe von Myrtenbäumchen sah ich in Cabiolo. Die Feige und der Maulbeerbaum folgen, und nun sieht man bald alles von jener üppigen, um sich wuchernden Vegetation bedeckt, welche die italienische Natur eigentlich zu reich und zu voll machen, um sie ruhig genießen zu können. So sehr ich mich gestern aus den Einöden des St. Bernhardin hinwegsehnte, so gestehe ich doch, daß ich heute jene stillen und leicht übersehbaren Anschauungen zwar nicht zurückwünsche, aber doch besser zu schätzen weiß.

Bellinzona liegt mitten in diesem Garten, wo die Moesa in den Ticino fällt. Ich fand, als ich dort ankam, auf der Stelle eine Gelegenheit nach Locarno, die ich benutzte . . . »

Verfolgen wir des Dichters Lebensspur in einer späteren Phase noch ein bißchen weiter. Er hat im Oktober 1828, noch vor seinem 32. Geburtstag, auf schmeichelhafte Weise die Bekanntschaft zweier Brüder Frizzoni aus dem berühmten Seidenhaus der Frizzoni aus Bergamo gemacht. Die Frizzoni, romanisch Frizzun, haben ihr Stammhaus in Crasta-Celerina seit dem Jahre 1608; es ist dort das älteste mit einer Jahreszahl versehene Haus des Ortes. Ein beherzter Mann aus der Sippe der Frizzoni, mit Vornamen Anton, zog Ende des 18. Jahrhunderts aus in die Lombardei, in die 50 km von Mailand gelegene Stadt in Oberitalien, wo seit langem schon Textilien fabriziert wurden, und begründete dort ein großes Handelshaus, hatte bei sich seinen taubstummen Bruder Thomas wohnen, der 85jährig erst 1845 starb und ein gesuchter und bewunderter Porträtmaler war. Antons behütet aufgewachsenen Söhnen waren Platens Dichtungen nicht unbekannt geblieben. Der Dichter jedenfalls hat am 21. Oktober 1828 zu Mailand in sein Tagebuch notiert: «Ich habe diese Tage sehr angenehm zugebracht, da die beiden Frizzoni, die Zöglinge Gündels (NB. der war wohl der beiden Haushofmeister), als sie meinen Namen in der Zeitung fanden, sogleich von Bergamo herüberkamen und mir seitdem beständig Gesellschaft leisteten. Sie sprechen vollkommen deutsch und sind mit der deutschen Literatur hinlänglich bekannt.

Auch haben sie meine Gedichte und mein früheres Lustspiel bei sich. Sie haben vergangenen Sommer Gündeln bis München begleitet. Hier sind wir zusammen in mehreren Kirchen und Sammlungen gewesen . . . », worauf Platen die jungen Herrensöhne am 25. des Monats heim nach Bergamo begleitet und eine knappe Woche lang in deren Elternhaus verbracht hat. «Der Frizzoni Bekanntschaft muß ich zu meinen angenehmsten rechnen», schrieb er am Altjahrabend desselben Jahres 1828 in sein Tagebuch. Knappe zwei Jahre später vermerkte er zu Neapel, er habe zwei Hymnen geschaffen, die eine an den Kronprinzen von Bayern, die andere an die Brüder Frizzoni. Der eine der erwähnten Brüder, der am 18. Juli 1807 zu Bergamo geborene Friedrich, Sohn des soeben erwähnten Anton, war Platen besonders zugetan. Er führte das Geschäft seines Vaters besonnen weiter, sammelte Gemälde und hielt sein Haus mit Zuverlässigkeit all jenen Künstlern offen, welche, auf der Reise in Italiens Süden begriffen, bei ihm einkehrten. Dem Grafen von Platen, den er in seinem 22. Lebensjahr kennengelernt hatte, fühlte er sich zeit seines Erdendaseins innig zugetan. Auf dessen 50. Todestag, als er selbst schon zu hohen Jahren gekommen war, gab er im Angedenken an den teuren Freund eine Auswahl aus dessen Gedichten heraus; am 8. Februar 1893 ist Friedrich Frizzoni gestorben. Angehörige der folgenden Generation, die Söhne seiner beiden älteren Brüder Anton und Johann Leonhard, haben dann das heimatliche Bürgerrecht preisgegeben und sind Italiener geworden. Bündner gebliebene Frizzoni aber gibt es gleichwohl zu Celerina bis auf den heutigen Tag.



Toni Nigg: Portrait Carl Strauß, Azetat-Radierung, 1957.